

Predigt am 2. Sonntag nach Epiphania über Johannes 2,1-12

1 Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. 2 Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen. 3 Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. 4 Jesus spricht zu ihr: Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. 5 Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. 6 Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Maße. 7 Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben an. 8 Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt's dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. 9 Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten's, die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam 10 und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie trunken sind, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten. 11 Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn. 12 Danach zog er hinab nach Kapernaum, er, seine Mutter, seine Brüder und seine Jünger, und sie blieben nur wenige Tage dort.

Liebe Gemeinde,

um mich diesem Text zu nähern, werde ich dem Evangelist Johannes einen Brief schreiben:

Lieber Johannes,

was mag Dich bewogen haben, gleich zu Beginn Deines Evangeliums solch eine Geschichte zu erzählen?

Eine Geschichte zwischen komisch und unwahrscheinlich, wunderbar und wunderbar, voller Widersprüche und seltsamer Wendungen.

Ja, was mag Dich bewogen haben? Ich versuche, zu schreiben, was ich glaube zu erkennen.

Die anderen Evangelisten beginnen mit den Vorfahren Jesu oder Engelserscheinungen, die erklären, was geschehen wird.

Du aber: „*Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.*“

Wer soll denn da mitkommen?!

Dann erzählst Du von Jesu Vorläufer, Johannes dem Täufer, dann von den ersten Jüngern.

Ja, und dann kommt die erste Geschichte, das erste, was Jesus tut.

Ich habe mir überlegt, nicht nur, warum Du so schreibst, sondern auch, wann.

Du schreibst nach Jesu Tod und Auferstehung. Du schreibst, als Jesu Jünger schon einige Erfahrungen gemacht haben mit ihrem Glauben an den Auferstandenen, von dem Wunder erzählt wurden. Du schreibst für Menschen, die merken: Das mit dem Glauben ist gar nicht so einfach, es gibt Mühen und nicht nur Jubel, es gibt Zweifel und nicht nur glückliche Augenblicke.

Vielleicht hast Du überlegt: Jetzt muss ich für meine Leserinnen und Leser etwas erzählen, das sie verstehen, weil sie so etwas kennen, ich muss so erzählen, dass sie „Ja“ sagen können und doch etwas Neues erfahren, etwas, das ihnen Mut macht, weiter zu glauben, ihnen Kraft gibt, selbst Hand anzulegen am Reich Gottes, zu dem Jesus Menschen eingeladen hat und bei dem Jesus Menschen zu Mit-Machern gewinnen wollte.

Darum also eine Geschichte, die die Freundinnen und Freunde Jesu an die Hochzeit erinnert, in der sie in Jesu Gegenwart und Begleitung waren. Braut und Bräutigam, tiefe, junge, blühende Liebe – war das nicht genau das Gefühl uneingeschränkter Nähe zwischen Himmel und Erde da, wo Jesus sprach, sich Menschen zuwendete, sie berührte, wie Liebende sich berühren? Alles fühlte sich an wie ein riesiges Fest mit vielen Menschen, die zusammen kommen, jede und jeder eingeladen zur Feier des gelingenden Lebens.

Doch plötzlich stockt das Fest, verebbt das Singen und Musizieren, machen die Dienerinnen und Diener lange Gesichter – irgendetwas Unangenehmes ist passiert: Flüsternd wird weitergesagt: Der Wein geht aus. Wein als Zeichen von Fest und Feier – das geht gar nicht!

Und wie ein Fest ohne Wein schal wird – so haben wohl auch Johannes, Deine Leserinnen und Leser, ihr Leben erlebt ohne Jesus. Nach drei glücklichen Jahren mit

immer neuen Feuerwerken der Kraft, der Wunder, der Heilungen und der satten Tausenden – jetzt stehen sie da ohne ihn.

Vielleicht haben manche der ersten Christen sehnsüchtig auf die Familie Jesu geschaut, die ihn ja viel länger kannten als alle anderen.

In der Geschichte, die Du erzählst begegnen sich zwei „Familien“: Die Mutter Jesu und seine Brüder auf der einen Seite – und seine Jüngerinnen und Jünger auf der anderen Seite.

Du erzählst, dass die Mutter Jesus – es ist, als ob Du ihren Namen nicht in den Mund nehmen willst – auf seltsam distanzierende Weise zu Jesus spricht: „Sie haben keinen Wein mehr.“

Was für ein Satz – voll Schmerz, der von früheren Zurückweisungen gefüllt ist. Keine Anrede, keine spürbare Nähe. Und doch unterschwellig eine Aufforderung, eine Bitte, etwas zu tun. Ein Satz, in einer Beziehungslosigkeit gesprochen wie vielleicht unter Eheleuten, die sich auseinander gelebt haben und dann sagt der eine „Der Müll sollte auch zur Mülltonne gebracht werden!“

Und prompt folgt die kalte, harsche Reaktion – In der Ehe vielleicht „Stimmt!“, in Deiner Geschichte: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau?“

Ein Schlag ins Gesicht einer Mutter, da ist keine Nähe, keine Liebe, keine Dankbarkeit, kein „Du sollst das Alter ehren!“

Ich stelle mir, Johannes, Deine Leserinnen und Leser vor, die sich in einem Leben ohne Jesus noch nicht zurecht finden, die nur spüren „Das Fest des Lebens“ ohne Jesus ist wie eine Hochzeit ohne Wein. Ich stelle mir vor, wie sie schüchtern, vielleicht auch schon belastet mit ähnlichen Erfahrungen, bitten, beten wollen zu Jesus, der ihnen in seiner Abwesenheit fremd geworden ist. Sie trauen sich schon nicht mehr zu sagen als „Das Leben leuchtet nicht mehr!“

Und prompt bekommen sie einen Schlag ins Genick wie einen das Leben – damals wie heute – treffen kann: Mit Schlägen: dem Altwerden, das einem so unendlich schwer fällt, der Verlust von Menschen, die unser Leben leicht und leuchtend gemacht haben, eine Krankheit, die uns das Mark aus den Knochen zieht und wir kaum mehr wissen, wo wir Kraft, Zuversicht, Mut und Lust für das Morgen hernehmen sollen.

„Was habe ich mit Euch und Euren Sorgen zutun?“

Das Gefühl, Johannes, ist manchem von uns heute auch vertraut. Wo ist Jesus heute, mitten in Coronazeiten mit allen Einschränkungen, mit aller Schwere und allem Schweren, ...?

Ja, Jesus liefert nicht auf Bestellung, er ist kein Automat, in den wir ein Gebet oben reinstecken und unten kommt raus, worum wir gebeten haben.

Manch einer hat sich müde gebetet, hat sich wund gehofft in seiner Beziehung – vielleicht wie Maria, die ihrem erwachsenen Sohn gegenüber zu mehr nicht die Kraft hat als zu sagen „Es gibt keinen Wein mehr!“

Und dann zeigt sich, dass Jesus nicht blind ist, nicht taub für Bitten und Rufen.

„Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ So geht ja weiter, was Jesus sagt.

Auch Maria, seine Mutter, muss lernen, dass Jesus seinem eigenen Auftrag zu seiner eigenen Zeit, aus seinem eigenen Auftrag folgt. Was Jesus tut, tut er nicht als braver Sohn, nicht, weil „man“ es tut, sondern dann und so, wie es seinem Auftrag vom Vater her gemäß ist.

Da redet einer wie nicht von dieser Welt. Ungebunden von allen Konventionen des Respekts den Eltern gegenüber.

Und auch der 30-Jährige Jesus bei der Hochzeit von Kana bricht mit allem, was sich gehört den Eltern gegenüber – und das vor seinen Freundinnen und Freunden – wie wenn sie seine wirkliche Familie wären.

Ist es das, was Deine Leserinnen und Leser, ist es das, was wir heute auch erst wieder neu lernen müssen: Dass Jesus, der Sohn Gottes, nicht von dieser Welt ist - sich nicht den Regeln, dem, „was sich gehört“, unterwirft? Der eigenen Regeln folgt und eigenen Zielen entgegengeht – zu seiner Zeit.

Maria hat Jesus – trotz aller Schärfe und Härte seiner Reaktion – (noch) nicht aufgegeben. Sie glaubt immer noch an einen guten Kern in ihm, auch wenn in diesem Augenblick so gar nichts davon zu spüren ist.

Sie bringt die Kraft mancher Mutter, manches Vaters, auf. Mitten in der Pubertät, in der das eigene Kind mutwillig gegen jede, aber auch wirklich jede Regel verstößt, die doch so sicher, so einleuchtend wirkte.

Da wirkt gelogen, da werden Absprachen höhnisch lächelnd übertreten, da werden die Erwachsenen unterbrochen, gerade wenn sie um Verständnis und Kooperation

werben, da werden sie einfach stehen gelassen und irgendwann steht die Polizei in der Tür mit dem Jungen, dem Mädchen, das viel zu leicht angezogen nächtens am Bahnhof in Gmünd in schlechter Gesellschaft aufgegriffen wurde.

Maria bringt die Kraft auf, gegen alle Verletzungen, die ihr zugefügt wurden den guten Kern in ihrem Sohn, der sie so verletzt und ihr vor anderen wegtut, nicht verloren zu geben.

„Was er euch sagt, das tut.“

Wie viel Kraft hat es für diese sechs Worten gebraucht – damals bei der Hochzeit, die so kläglich zu scheitern drohte, aus dem Mund der verletzten Mutter. Wie viel Kraft wird es Deine Leserinnen und Leser gekostet haben, sich weiter dem Jesus anzuvertrauen, der ihnen drohte, abhandeln zu kommen. Wie viel Kraft braucht es heute, Johannes, im Jahr 2021, immer noch und immer wieder durchzudringen zum Vertrauen, zur Zuversicht – und zu hoffen.

Und dann: kein Wunder mit einem Fingerschnipsen und alles ist gut, keine Erlösung von jetzt auf gleich.

Irgendetwas zwischen 500 und 700 Litern haben die Krüge gefasst, von denen in Deinem Evangelium, Johannes, die Rede ist. Ob sie ganz leer waren oder nur nicht ganz gefüllt – es wird die Mitarbeitenden beim Fest Mühe, Lauferei und Zeit gekostet haben, als Jesus zu ihnen spricht: „Füllt die Wasserkrüge mit Wasser!“

Wie mag es Deinen Leserinnen und Lesern gegangen sein damals, mit der Mühe, die uns Gott zumutet, einer Mühe, die von uns verlangt, selbst Hand anzulegen, damit das Leben wieder zu einem Fest wird – gegen allen Anschein.

Denn: Zuerst einmal sieht es ja nicht so aus, als wenn durch dieses Gelaufe und Geschwappere das Fest auch nur im Geringsten wieder fröhlich würde.

Wie oft zweifle ich, wie oft zweifeln wir heute daran, dass unser bisschen Tun, sei es Beten oder Hand anlegen, das kurze Zuhören dem Nachbarn, der doch nur wieder dieselbe, alte Leier jammert, das bisschen Abfall vermeiden und den Rest noch fein säuberlich sortieren – wie oft zweifeln wir, dass unser Gelaufe und Geläppere irgend etwas nutzt.

Und doch: genau dieses Wasser, dieses Bisschen, diese kleinen Mühen braucht Jesus, damit aus dem Fest ohne Wein wieder eine Hoch-Zeit wird: Genau mich,

genau uns mit dem scheinbar so Wenigen, das wir glauben, tun zu können, genau damit baut Jesus am Reich Gottes, damit wir das Leben in Fülle haben.

Die Geschichte lädt uns ein, dranzubleiben wie Maria hartnäckig war, dem abweisenden Jesus weiter zutraut, dass er helfen kann – zu seiner Zeit. Sie lädt uns ein, genau da, wo wir als Einzelne, als Familie, Verein, Gemeinde, Kirche das Gefühl haben, unsere Hoffnung auf Gott läuft ins Leere, die Leichtigkeit, die wir hin und wieder auch kennen, ist verschwunden, jeder Schritt fühlt sich an wie ein Waten im Morast, wo uns das Leben so ruppig mitspielt wie dieser Jesus seiner Mutter gegeben über.

Da braucht es die Bereitschaft der Diener, sich von Jesus etwas sagen zu lassen und in den Augen von anderen scheinbar Sinn- und zielloses zu tun und der Hoffnung die Hand zu reichen.

Du, Johannes, willst Deinen Leserinnen und Lesern mit dieser ersten Geschichte Deines Evangeliums Mut machen, sich der eigenen Trauer, der eigenen Enttäuschung, der eigenen Hoffnungslosigkeit zu stellen. Du lädst ein, dran zu bleiben, wenn auch alles Beten nichts zu helfen scheint.

Du hältst uns an, das nicht gering zu achten, was wir tun können.

Und Du verheißt Deinen Leserinnen und Lesern, Du verheißt uns, dass das Leben wieder bunt, leicht, ein Fest werden kann, weil Gott uns Jesus als Freudenmeister geschickt hat.

AMEN.

Pfarrer Thomas Adam